



Autor Jünger (1996)

RBSCH / LAIF

LITERATUR

In Papiergewittern

Ernst Jüngers Leben und Werk umgab eine Aura des intellektuell Obszönen – immer umstritten, nie langweilig. Zwei Biografien werfen nun neues Licht auf den provokanten Schriftsteller.

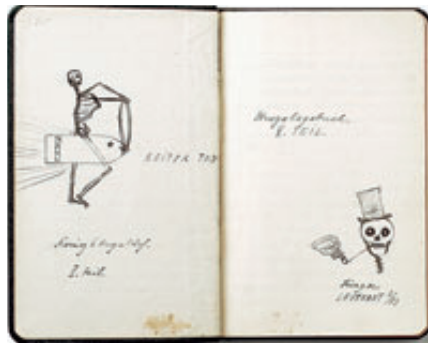
Feinde hatte er zeitlebens viele. Ernst Jünger könne „nicht widerlegt, sondern nur überwunden werden“, urteilte ein Kritiker in den dreißiger Jahren über den Autor des Weltkriegsromans „In Stahlgewittern“. In den Literaturbetrieb der Bundesrepublik passten seine Bücher wie die Werke des Marquis de Sade in eine Klosterbibliothek. Wenn er wieder mal einen Preis bekam oder ein neues Buch schrieb, brauten sich Papiergewitter über ihm zusammen und pikirierte Zeitgenossen spitzten die Federn: Was denn, der schreckliche Alte ist immer noch da?

Jünger selbst ließ das kalt. „Heute gilt es für löblich, gegen den Strom zu schwimmen, aber das sind nur Pissrinnen“, ätzte der damals 100-Jährige 1995. Kein Autor für die Konsensgesellschaft der Bundesrepublik, schien es. Mochte auch Botho Strauß behaupten, dass die deutsche Nachkriegsliteratur „40 Jahre lang vom Jüngerschen Werk überragt wird“, für Grass, Walser und Co. war er wie ein böser Onkel.

Doch jetzt wird Jünger wieder interessant. Ein halbes Jahr vor seinem zehnten Todestag erscheinen gleich zwei umfangreiche Biografien: eine von dem Journalisten Heimo Schwilk, die andere hat der Hei-

delberger Literaturwissenschaftler Helmut Kiesel verfasst*.

Spannend ist die biografische Doppelflanke schon deshalb, weil die Figur Ernst Jünger bis heute von Klischees umzingelt ist: Kriegsheld und „Präfaschist“, Anarch und Abenteurer, elitärer Sonderling und Einzelgänger, der Käfer sammelte und kiffte, wenn es der Wahrheitsfindung diene. In seinen späteren Büchern thematisierte Jünger Klimakatastrophen, Bevölkerungsexplosion und Genmanipulation, lange bevor der Öko-Pop modern wurde.



Jüngers Kriegstagebuch von 1916
Urszenen einer Autorschaft

CHRIS KORNER / DLA

Sein vielschichtiges Werk scheint damit überraschend aktuell. „Wo könnte eine gleichermaßen ökologisch wie ontologisch interessierte Jugend fündiger werden“, fragt Schwilk, „als bei einem Autor, der das Wunderbare in Waldgängen und auf Reisen rund um die Welt dingfest zu machen suchte?“

Auch auf Jüngers Erlebnisse im Ersten Weltkrieg werfen die Autoren neues Licht, denn sie werten zum ersten Mal die Kriegstagebücher biografisch aus. Wer das Kriegspathos der „Stahlgewitter“ kennt, den werden Kommentare wie dieser überraschen: „Was soll das Morden und immer wieder Morden? Wann ist dieser Scheißkrieg zu Ende?“

Schwilks Bekanntschaft mit Ernst Jünger ist kein Geheimnis. Doch wer von dem ehemaligen Fallschirmjäger und Golfkriegskorrespondenten eine unkritische Verteidigung befürchtete, wird angenehm überrascht: Hier schreibt ein Haudegen über den anderen, aber als Idol erscheint Jünger nicht. Verglichen mit Kiesel spröder Nacherzählung zeigt die glänzende Biografie von Schwilk, was eine gekonnte Mischung aus Empathie und kritischer Distanz in diesem Genre leisten kann.

Jüngers Leben beginnt mit einer Flucht: Als seine Mutter Lily vom Apotheker Ernst Georg Jünger schwanger wird, reißt das unverheiratete Paar von München nach Heidelberg aus, wo Ernst am 29. März 1895 geboren wird. Von Anfang an leidet er unter dem Gefühl der Fremdheit und Einsamkeit und ist ein miserabler Schüler.

Eine der starken Thesen Schwilks: „Die Schule wird Ernst Jünger traumatisieren, schwerer und länger anhaltend als die Erlebnisse und Verwundungen während des Ersten Weltkrieges. Prüfungsträume werden noch den Greis aufschrecken lassen.“

Tatsächlich spricht einiges dafür, dass der Schüler Ernst Jünger mehr narzisstische Kränkungen auf dem Pausenhof erfahren hat als der Soldat auf dem Schlachtfeld. Elfmal wechselt er die Schule und dürfte damit unter allen verkrachten Existenzen der deutschen Literatur einen Rekord halten. Bei den Pausenspielen ist er nicht dabei, quält sich im Unterricht mit dem Lehrstoff. Am Ende heißt es oft: „Versetzung vollkommen ausgeschlossen“. Mit 18 büxt er deshalb zur Fremdenlegion aus. Aber der Traum vom heldischen Soldatendasein verflüchtigt sich schnell im Sand algerischer Exerzierplätze. Als 1914 der Krieg beginnt, meldet er sich sofort freiwillig. Das Töten und Sterben um ihn herum scheint ihn kaltzulassen. Jünger schießt und schreibt und sammelt Käfer. Seine Kladden verziert er mit Totenköpfen und Skeletten, die auf Granaten reiten. „Ich glaube, wenn ich hingerichtet werden sollte“, notiert er 1916, „würde ich noch eine

* Heimo Schwilk: „Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben“. Piper Verlag, München; 624 Seiten; 24,90 Euro. Helmut Kiesel: „Ernst Jünger. Die Biographie“. Siedler Verlag, München; 720 Seiten; 24,95 Euro.



Schriftsteller Jünger als Soldat (1939), beim Käfersammeln (1990): *Nachdenken über die Unsterblichkeit der Maikäferseele*

Stunde vorher über die Unsterblichkeit der Maikäferseele oder verwandte Probleme nachdenken.“

Ist das Abstumpfung, Angeberei oder Wahnwitz? Mit nationalem Opferidealismus, schreibt Schwillk, habe es jedenfalls wenig zu tun gehabt. Denn auch die Kriegsmüdigkeit des Frontsoldaten scheint oft durch, ebenso wie die Betäubungsstrategien, die „großen Saufereien“ und der distanzierte, kalte Blick des angehenden Schriftstellers. Jüngers Erfahrung auf dem Schlachtfeld ist für Schwillk die „Urszene einer Autorschafft, deren Authentizität vor allem in der Fähigkeit zur Selbstdistanzierung begründet ist“.

Jüngers ideologische Radikalisierung setzt erst nach dem Weltkrieg ein, dann aber richtig. Was es an unappetitlichen Äußerungen des „Hasspredigers der Revolution“ (Schwillk über Jünger) gibt, zitieren die Biografen, und es wirft kein gutes Licht auf ihn. In zahlreichen Publikationen beschwört er den zukünftigen Führerstaat. Der forsche Kriegsheld steht quer zur Kultur seiner Zeit und lässt in Briefen gern den pöbelhaften Kasino-Offizier raushängen, der den verweichlichten Zeitgenossen die Vorzüge eines „gesunden Ficks“ empfiehlt.

Hitler schickt er 1926 eine Ausgabe seiner Kriegsschrift „Feuer und Blut“ mit der Widmung: „Dem nationalen Führer Adolf Hitler!“ Doch Hitlers Legalitätskurs ist ihm nicht revolutionär genug. Eine Kandidatur für die NSDAP lehnt er ab: „Ich halte das Schreiben eines einzigen Verses für verdienstvoller, als sechzigtausend Trottel im Parlament zu vertreten.“

Von demokratischem Widerstand gegen das NS-Regime kann bei Jünger keine Rede sein, eher von Hochmut. Die Machtergreifung kommentiert er: „Bei den feinsten Schachzügen des Welt-

geistes rücken die unbedeutenden Figuren vor.“ Er zieht sich für die folgenden zwölf schrecklichen Jahre in den hermetischen Kunstbau seiner elitären Dichtung zurück.

Immerhin: Der 1939 erschienene Roman „Auf den Marmorklippen“ ist die vielleicht radikalste, wenn auch verhüllte Abrechnung mit dem NS-Regime, die von einem Autor der inneren Emigration im Dritten Reich publiziert wurde. Die Traumlandschaft, in die Jünger die Handlung verlegt hat, und seine hochstilisierte Prosa sorgen dafür, dass das Buch die Zensur passiert.

Als Offizier im besetzten Paris hat Jünger Kontakt zum Widerstand. Er verfasst die Schrift „Der Friede“, die nach Hitlers Ende veröffentlicht werden soll. Als das Attentat vom 20. Juli 1944 misslingt, entgeht Jünger mit Glück den Racheakten des Regimes.

Nach dem Krieg wird er von den Briten mit Publikationsverbot belegt und ist erst einmal beleidigt: „Nach dem Erdbeben schlägt man auf die Seismografen ein“, heißt es in den 1949 unter dem Titel „Strahlungen“ publizierten Tagebüchern. Immerhin, ein Wendehals ist er nicht: „Ich möchte nicht zu jenen Zahllosen gehören, die heute nicht mehr an das erinnert werden wollen, was sie gestern gewesen sind.“

Wie Bann und Heidegger gilt er als politisch verdächtig, obwohl er sich im Gegensatz zu jenen beiden schon von der NSDAP distanziert hatte, als Hitler an die Macht kam. Ein gemeinsames Zeitschriftenprojekt sagt Heidegger ab, um der „fortbestehenden, aber inzwischen schlauer gewordenen Rachsucht nicht das Letzte zum Fraß vorzuwerfen“.

In Jüngers 1977 erschienenem utopischen Roman „Eumeswil“ will man gar eine antidemokratische Tarnschrift für die extreme Rechte erkennen. Doch Probleme mit dem demokratischen Rechtsstaat bekommt der alte

Anarcho nur einmal: Als er unter Anleitung des Freundes und LSD-Erfinders Albert Hofmann mit Drogen experimentiert, schaut der Staatsanwalt bei ihm vorbei.

Zum politischen Zeitgeschehen hält Jünger spöttische Distanz. Die Wahl Kohls zum Bundeskanzler kommentiert er lapidar: „Habemus papam, ein Helm tut geht, ein Helm tut kommt.“ Kohl, der ihm zum 90. Geburtstag die Aufwartung macht, schenkt er ein Exemplar seines Kriminalromans „Eine gefährliche Begegnung“ mit der hinter sinnigen Widmung: „Zur Erinnerung an eine ungefährliche Begegnung“.

Und manchmal bekommt er Schützenhilfe von ungewöhnlicher Seite. Als 1982 SPD und Grüne heftig gegen die Verleihung des Frankfurter Goethe-Preises an Jünger protestieren, wirft sich der junge Joschka Fischer in der linken Zeitschrift „Pflasterstrand“ für den „stählernen Narziss im Greisenalter“ ins Gefecht.

Bereits während der Studentenrevolte sei Jünger im Sozialistischen Deutschen Studentenbund eine Art intellektueller Geheimtipp gewesen, bekannte Fischer: „Je militanter sich die Revolte gestaltete, je mehr der ‚Kämpfer‘, der ‚Fighter‘ in den Vordergrund trat, desto sinnfälliger wurden die Parallelen. Später, als längst die ‚Subjektivität‘, die ‚Politik der ersten Person‘ angesagt war, da las man wiederum Ernst Jünger, diesmal den Drogen-Jünger. Und noch später, als der Klassenkampf endgültig Don Juan oder fernöstlicher Erleuchtung gewichen war, da starrte das neulinke Dritte Auge auf den kosmischen Jünger, von Jüngers Affinität zur vorindustriellen Welt und seiner Zivilisationskritik ganz zu schweigen.“

In den jetzt erscheinenden Erinnerungen des späteren Außenministers, der die Bundeswehr zu Friedenseinsätzen ins Ausland schickte, ist von dieser prägenden Lektüre keine Rede mehr. Ernst Jünger, so scheint es, kann nicht vergessen, sondern nur verdrängt werden.

MALTE HERWIG

